

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Spiegel
<b>Herausgeber:</b>	Guggenbühl und Huber
<b>Band:</b>	29 (1953-1954)
<b>Heft:</b>	7
<b>Artikel:</b>	Künstler brechen aus : Anfang und Ende eines Gemeinschaftsexperimentes
<b>Autor:</b>	[s.n.]
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1070717">https://doi.org/10.5169/seals-1070717</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Künstler brechen aus



H. Stieger

DREISSIGER JAHRE — bittere Jahre! Die Wirtschaftskrise hatte auch unser Land erfaßt und verschärftet sich zusehends. In Zürich lungerten die Arbeitslosen niedergeschlagen und verbittert herum. Dabei ging es ihnen noch nicht einmal so schlecht! Sie konnten stempeln gehen. Sie brauchten also wenigstens nicht zu hungern und besaßen ein Dach über dem Kopf. Aber die frei Schaffenden, die Künstler, in allen ihren Spielarten? Für die gab es kein Stempeln und für die setzte sich



Anfang und Ende  
eines  
Gemeinschafts-  
experimentes  
*erzählt von \* \**

keine Gewerkschaft ein; es sind ja unnütze Glieder der Gesellschaft.

Ihre Werke verkaufen? Ach je! Das war sogar in normalen Zeiten selten genug möglich. Aber da konnte man wenigstens angewandte Kunst dann und wann an den Mann bringen. Dafür aber fehlte damals in jener Krisenzeit das Geld und die Lust.

Die Hausbesitzer kratzten, um ihre Objekte rentabler zu gestalten, die letzten Reserven zusammen und ließen die hintersten Keller- und

Mansardenlöcher zu einkömmlicheren Zwecken ausbauen. Damit verschwanden vor allem die Künstlerateliers. Die darin hausenden, schlecht oder gar nicht zahlenden Maler, Bildhauer, Musiker wurden auf die Straße gesetzt. Die Rotte der werkstatt- und obdachlosen Künstler wuchs immer bedrohlicher.

Unter dem Künstlervölklein setzte eine tragisch-komische Hin- und Herzüglete ein. Täglich mußten einige ihre angestammten billigen Schlupfwinkel verlassen. Deren klägliche Habe wurde in malerischen Fuhren bei glücklicheren Kollegen verteilt, die erst später ausziehen mußten. Kamen auch diese daran, so zügelten sie mit allem fremden und eigenen Gut. So schüttelte sich die Zürcher Künstlerhabe derart durcheinander, daß es später jahrelange Sortierkalamitäten absetzte.

Wohl stellten die städtischen Bau- und Verwaltungsbehörden alle nur irgendwie verfügbaren Lokalitäten als Einställe zur Verfügung. Aber die Bohémiens wurden immer zahlreicher, die Tage und Nächte in den Cafées und Künstlerbeizen vegetierten, ohne arbeiten zu können. An Inspirationen fehlte es trotzdem nicht; die kümmern sich nicht um Wirtschaftskrisen. Im Gegenteil. Je schwieriger die äußeren Verhältnisse wurden, um so drängender wurde das Bedürfnis, arbeiten zu können. Es mußte eine Lösung gefunden werden, um diese Misere zu überwinden.

Draußen auf dem Lande standen ja unzählige Fabriken still. Spinnereien zum Beispiel, mit herrlichen Oberlichtsälen und brachliegendem Umgelände. Warum sollten wir also hier in Löchern und auf den Straßen verkommen und verbittern? Wir mußten heraus aus der Stadt, heraus aus diesem pessimistischen Sumpf niederdrückender Massensuggestion. Von den städtischen und kantonalen Arbeitsämtern erhielt ich eine Liste leerer Fabriken, auf der Forch, in Hinwil, im Gyrenbad, am Türlersee, im Sihltal. Ich strampelte mit meinem Fahrrad im ganzen Kanton herum, verhandelte, feilschte, projektierte und erträumte mir eine ideale Künstlergemeinschaft mit gemeinsamer Arbeitsbeschaffung, wirtschaftlicher Selbstversorgung und selbstloser Kammeradschaft.

Wie herrlich stellte ich es mir vor, die geruhigen Tage in freier Landschaft, im inspirierenden Oberlichtatelier und auf den Gemüsegärten zu verbringen.

Alle meine Kollegen waren zuerst begeistert.

Aber sobald sich ein Objekt zum Realisieren verdichtete und es sich im Ernst darum handelte, die, ach so geliebte, Stadt zu verlassen und auf dem Lande in fast klösterlicher Abgeschiedenheit vorerst einmal schwere Handarbeit zu verrichten, das heißt Ateliers und Wohnungen auszubauen, Gemüsegärten und Kartoffeläcker anzulegen, da schraken doch die meisten zurück, obschon uns das Arbeitsamt aus dem Arbeitsbeschaffungsfonds die nötigsten finanziellen Unterstützungen versprach.

### **Das Künstlerhaus am Hirschengraben**

Ich mußte einsehen, daß meine Pläne allzu hoch gespannt waren. So ließ ich die Spinnereien auf dem Land Spinnereien sein und stürzte mich hartnäckig auf ein Objekt in der Stadt, das ich schon lange im Auge gehabt, aber als halbe Lösung nur lau bedacht hatte. Am Hirschengraben, nahe beim Central auf dem Platze des jetzigen Swissair-Gebäudes, stand die ganze ehemalige Steinfels-Seifenfabrik leer und verlotterte. Es war ein interessant verschachteltes Fabrikgebäude mit Oberlichtsälen und lustigen Raummöglichkeiten. Energisch bemühte ich mich darum. Der Verwalter war ein loyaler Künstlerfreund. Er erklärte sich bereit, uns das leere Fabrikgebäude und auch die beiden Wohnhäuser links und rechts davon, die als Abbruchobjekte ebenfalls leerstanden, aber der Krise wegen noch nicht niedergeissen wurden, für unsere Zwecke zu übergeben.

Ein eigentlicher Vertrag wurde nicht gemacht. Wir erhielten einfach die Erlaubnis, die Gebäulichkeiten zu benützen, bis diese abgebrochen würden. Allerdings erklärte der Verwalter, daß von seiner Seite kein Rappen in unser Projekt hineingesteckt würde. Dafür aber war die monatliche Entschädigung, die wir für die drei Häuser leisten mußten, mit 100 Franken pro Gebäude sehr niedrig.

Nun ging ich mit Feuereifer ans Projektieren. Durch Anschläge in den Künstlerbeizen und -cafées und einen Aufruf in einigen Zeitungen aufgestöbert, meldeten sich Schwärme von brachliegenden Künstlern, nicht nur aus Zürich, sondern auch aus der ganzen Schweiz. Es war schwer, die Auslese zu treffen. Meine Freunde Hermann Haller und Felix Moeschlin halfen mir dabei. Auch Ernst Morgenthaler. Die Richtlinie war, zuerst das Talent und dann auch die Bedürftigkeit den Ausschlag geben zu lassen.

Lustig, wie wir in den stark ramponierten Fabriksälen mit Kreide die projektierten Atelierwände auf den Boden aufzeichneten, so daß jeder einen separaten Eingang, Licht und Wasser hatte. Es wurden Offerten für Gipsschilf Brett für die Trennwände eingeholt. Ein Baumaterialienhändler und Kunstmäzen stiftete zehn Sack Gips. Die Einbauarbeiten wollten wir alle gemeinsam als Fronarbeit fürs Ganze ohne Entgelt selber besorgen.

Daraufhin konnte ich den Selbstkostenpreis für jeden Quadratmeter errechnen und damit auch den Mietzins für jedes am Boden angekreidete Atelier. Die Mietzinse schwankten zwischen 11 und 30 Franken monatlich.

Die Ateliers waren rasch vergeben. Gewissermaßen als Verbindlichkeitserklärung mußte jeder Interessent seinen Namen handschriftlich auf den Boden kreiden. So ein ahnungsloser Geschäftsmann war ich! Auch die Zimmer in den beiden Wohnräumen waren zu Wohnzwecken und an Grafiker rasch vermietet. Nun ging es mit Begeisterung an die Arbeit. Es mußten doch 42 Ateliers und Zimmer hergerichtet werden! Das war schon etwas!

Im Gebäude des ehemaligen Akademikerheimes gab es im Parterre Räume, die für eine Kantine wie geschaffen waren, und im Keller befand sich die reinste Hotelküche. Das Erdgeschoß im Wohnhaus rechts eignete sich vorzüglich zu Ausstellungsräumen. Natürlich wollte ich alles auf kameradschaftlicher Gemeinschaftsbasis ausnützen.

### Schlängen im Paradies

Es stellte sich aber heraus, daß ich meine Erwartungen schon wieder zu hoch gespannt hatte. Die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Die lieben Kollegen waren durch die krisenbedingte Arbeitsunmöglichkeit so verbittert und skeptisch, und so vieles hatte sich in ihnen aufgestaut, daß jetzt wie durch einen Dammbruch fast panikartig jeder nur an sich dachte, an seine Quadratmeter und an seine Arbeit. Zur Gemeinschaftsarbeits erschien niemand! Das Geld für Zinsvorauszahlungen blieb aus.

### Lösung der Denksportaufgabe von Seite 16

**Lösung:** Dem dreizehnten Reisenden wird nur scheinbar, nicht aber in Wirklichkeit ein Zimmer zugewiesen.

Dabei waren die Gipsbretter für die Trennwände bereits bestellt und angekommen. In drei Monaten sollten sie bezahlt sein. Ich stellte zwei arbeitslose Maurer und Gipser ein und entlöhnte sie vorerst aus meiner Tasche. Drei Monate arbeitete ich verbissen mit meinen beiden Facharbeitern. Inzwischen kamen die Bohèmeefuhren der Mieter, die Zimmer und Ateliers besetzten.

Zuoberst im linken Wohnraum hatte ich meine Frau und meine drei Kinder untergebracht. Die bezugsbereiten Zimmer und Ateliers waren besetzt, und nun sollte ich neben den manuellen Umbauarbeiten auch noch den Geld- und Vermietungsverkehr besorgen? Das war nichts für mich.

Aber da befand sich unter den Mietern ein Malerkollege mit einer bürogewandten Freundin. Dieses Paar schien mir für die Erledigung des Geschäftlichen wie geschaffen. Er war ein gelungener Typ! Phlegmatisch zum Erstaunen und dabei von einer fanatischen Sucht nach Geld und Ansehen. Seine Freundin zeigte sich als überdurchschnittlich intelligent, gerissen und kaufmännisch-juristisch verblüffend versiert. Die beiden übernahmen noch so gerne mit meinem leichtsinnig erlaubten Einverständnis das Geschäftliche. Er konnte stundenlang herumflegeln und auf dem Diwan wunschträumen, aber handkehrum zeigte er eine fieberhafte Tätigkeit. Er besaß eine bemerkenswerte Konjunkturwitterung und übernahm mit handwerklich erstaunlichem Können die anerkannte Malweise erfolgreicher Kollegen so geschickt, daß er verhältnismäßig viel und gut verkaufen konnte. Wenn Fotografen und Zeitungsreporter auftauchten, stand er immer zuvorderst und arbeitete im Übergewand wie toll. Seine Freundin, ein Riesenweib in jeder Beziehung, paßte prächtig zu ihm.

Innert kurzer Zeit bekam das Paar die Künstlerhäuser am Hirschengraben durch geschickte Schachzüge immer mehr in seine Finger. Sie kassierten stillschweigend das Geld für das Baumaterial, das die Stadtbehörde vorgeschosson hatte, ein, wie auch die Mietzinse, während ich immer noch blind verbissen mit den Einbauten beschäftigt war. Je mehr sich die Arbeiten dem Ende näherten, um so lästiger und überflüssiger wurde ich den beiden. Aber ich merkte das in meiner Arbeit zu spät.

Es war die Zeit des Fröntlerfrühlings. Das individualistische Volk der Künstler war natürlich einheitlich für menschliche Freiheit und

Toleranz. Nur unser Malerkollege und seine Freundin, die die geschäftliche Leitung unserer Häuser nun völlig an sich gerissen hatten, bildeten da eine Ausnahme. Das konjunkturbeflissene, ehrgeizige Paar biederte sich bei den Fröntlern an. Sie witterten von dieser Seite her Morgenluft.

Als Ausdruck ihrer neuen Gesinnung wandten die beiden ihren Haß vor allem auf mich, der sich besonders heftig über die Machenschaften der Nazis und Faschisten aufregte und jeden Flüchtling, der zu mir kam, aufnahm und verpflegte. Das diente dem edlen Paar zum Vorwand, um meine Wenigkeit als Kommunist anzuschwärzen. Es gelang ihnen dann auch, mich wegen Mietzinsschulden für Atelier und Wohnung betreiben und schließlich hinauswerfen zu lassen. So weit konnte es nur kommen, weil ich und die große Mehrheit der andern Künstler auf Anraten eines zugezogenen Anwaltes auf die Machenschaften nicht reagiert hatten. Nach Ansicht des Juristen sollte ich mich nicht aus meinem eigenen Werk hinauswerfen lassen. Der aufgelaufene Mietzins sollte mit meinen Auslagen und Arbeitsentschädigungen verrechnet werden. Aber unserm gerissenen Paar war kein Anwalt gewachsen.

Eines schönen Tages kamen vom Betriebsamt Leute mit einem Pferdefuhrwerk, die meine Siebensachen zusammenpackten und im Laufe von zwei Wochen im Stundenlohn gemütlich nach einer der Stadt gehörenden leeren Scheune außerhalb Wollishofens zügelten. Die Kosten dieses Umzuges im Schneckentempo betrugen mehrere hundert Franken und wurden ohne mein Wissen beim Fürsorgeamt eingekassiert. Als Folge davon sollte ich, ein seit seinem Geburtsjahr in Zürich ansässiger Ausländer, aus armenrechtlichen Gründen des Landes verwiesen und in drei Tagen nach Deutschland abgeschoben werden, wo ich als Verfechter menschlicher Freiheit und als Beschützer vieler geflohener Emigranten auf der todbringenden schwarzen Liste der Nazis stand.

Die nicht gekündigten Künstler traute sich nicht, aufzubegehrn, um sich das Wohlwollen des nunmehr allmächtigen Paars und

damit ihr Atelier zu bewahren. Meinem Anwalt gelang es dann zwar, die Ausweisung in eine Kaution umzubiegen, und in einem Tag kamen die nötigen 1500 Franken von Zürcher Persönlichkeiten, die alles andere als Kommunisten waren und von denen ich die meisten kaum kannte, zusammen und wurden sogar noch überzeichnet. Allerdings hatte ich an den Auslagen noch jahrelang abzuzahlen.

Dadurch, daß dem wendigen Paar dieser Anschlag gegen mich mißlungen war, hatte das Duo sogar bei den Fröntlern an Sympathie verloren, und nun begann ein neues Kapitel.

### Father divine zieht ein – und aus

Damals gingen in Zürich sagenhafte Geschichten von einem amerikanischen Neger um, der Gott verkörpere, nie sterbe, Wunderspeisungen tätige und unerschöpflich Geld aus dem Nichts erhalte und verteile. Es hatte sich auch bereits eine Gemeinde aus hilflos Gestrandeten und einigen begüterten ältern Frauen gebildet, die sich durch die neue Gründung einen besonders guten Platz im Himmel versprachen. Das war ein Fressen für unsere Konjunkturschmecker. Der Gemeinschaftsraum, unsere schöne zukünftige Kantine, wurde zur Sektenstube, und es ging nicht lange, so befanden sich die Anhänger des Father divine mitsamt den reichlich fließenden Spenden in den Händen des, ach so tüchtigen Künstlerpaars.

Die beiden gingen aber auch in der Verwaltung der Künstlerhäuser kräftig ans Werk. Die Mietzinse wurden von 11—30 Franken auf 50—150 Franken pro Monat erhöht. Wer damit nicht einverstanden war, flog hinaus und wurde durch Zahlungswillige ersetzt, auch wenn es keine Künstler waren. Die Ausstellungsräume zeigten nur noch Werke des Verwalters und einiger seiner Getreuesten. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange die Herrschaft der beiden ging. Schließlich wurden sie doch ausgebootet und verschwanden im Ausland.

### Ein neuer Plan

Inzwischen hatte ich einen notdürftigen Unterschlupf in einem Zürcher Vorort gefunden. Meine Wohnung und mein Atelier bildeten so eine Art Notschlafstelle für obdachlose und durchreisende Künstler. Es war irgendwie bekanntgeworden, daß man in Zürich bei mir übernachten könne. Auch Freunde und Kolle-

**Foto:** Emile Golaz

Tramschiene mit Pfütze

gen, die aus den Künstlerhäusern am Hirschengraben hinausgeworfen worden waren, fanden sich ein. Es sah bei mir aus wie in einem Flüchtlingslager. Am Boden lagen Matratzen und sonstige behelfsmäßige Schlafstätten nebeneinander, zwischen einem wirren Durcheinander persönlicher Effekten der Obdachsuchenden. Nie war ich allein.

Tagsüber ging der optimistische Teil meiner Gäste auf Arbeitsuche. Die andern hatten jede Hoffnung aufgegeben. Kleinere Grüppchen saßen meistens im Petit-Dome, dem heutigen Café Tiür. Das Café wurde damals von einem Künstlerehepaar geführt, das auch Gäste ungeschoren ließ, die gar nichts konsumierten. Es wurde heftig diskutiert. Die Kritiken am verfahrenen Zeitgeist wurden immer schärfer und drängten immer ungeduldiger nach Taten.

Was uns betraf, so waren wir uns alle einig, daß des Übels Kern die feige Vereinigungssucht, die Glechschaltung, war. Eine Vereinigung, die nicht stark macht, sondern bequem. Es konnte nur geholfen werden, wenn jeder versuchte, sich selber so auszubilden, daß er seinen Platz im Interesse des Ganzen ausfüllen konnte. Nach dem verfehlten Experiment am Hirschengraben trachteten wir wieder danach, aus der Stadt herauszukommen. Aber möglichst weit heraus, um nicht in ihre Einflussphäre zu geraten. Die Leute für das Experiment mußten besser ausgewählt werden, und wir mußten versuchen, durch Selbstversorgung uns möglichst unabhängig zu machen. Unser Ziel war, eine gesunde Lebensgemeinschaft aufzubauen, in der jeder sich selbst bewährte und alle sich gegenseitig ergänzten.

Ich wußte von früheren Wanderungen her, daß es im Tessin viele verlassene Häuser, ja ganze Dörfer gab, deren Einwohner ausgewandert waren. Dort streifte ich mit meinem Velo tagelang umher. Schließlich fand ich auch oberhalb des östlichen Ufers des Langensees ein Objekt, das mir für unsere Pläne geeignet schien. Es handelte sich um eine ehemalige Ferienpension mit einigen Nebengebäuden und Umgelände. Meine Erkundigungen ergaben, daß die Besitzverhältnisse des verlassenen Objektes zurzeit unabgeklärt waren und dieses vorläufig unter der Verwaltung des Kantons stand.

Wieder nach Zürich zurückgekehrt, besprachen wir die Sache gründlich. Wir wollten die nützlichsten Handwerker, auch Kopfarbeiter und natürlich Künstler, vereinen, denen man

die Gesinnung und die Kraft zutrauen konnte, eine wirkliche Urgemeinschaft, wie sie uns im Sinne lag, aufzubauen und durchzuhalten. Aber von den vielen, die auf Grund unserer ersten Besprechungen gleich in das gelobte Land der Verheißung losziehen wollten, blieben schließlich nur unser drei übrig, die, mit dem Nötigsten bepackt, zu Fuß über den Gotthard pilgerten. Vom Gepäck war das Geld das leichteste.

### Viele Steine – wenig Brot

Endlich angekommen, kratzten wir uns doch etwas hinter den Ohren. Auch das Hauptgebäude der Ferienpension, deren früherer Besitzer Bankrott gemacht hatte und ausgewandert war, fand sich in einem traurigen Zustand. Es gab keine ganzen Fenster und Türen mehr. Die elektrischen Lichtleitungen waren fast ganz herausgerissen, Wasserrohre an einigen Stellen geplatzt oder demonstriert. Im Laufe der Zeit hatte sich eben jeder aus der näheren oder weitern Umgebung bis auf das letzte Brett alles geholt, was zu holen war. Der Gemeindepräsident sagte uns, dieser Besitz gehe ihn nichts an, obschon er auf seinem Gemeindegebiet liege. Wir sollten ein Gesuch an den Kanton Tessin richten, ob wir das Objekt benutzen dürften, und uns anmelden. Ich meldete dem kantonalen Bauamt lediglich, daß ich die Ruine notdürftig ausbauen werde, ohne die äußern Konturen der Gebäude zu ändern.

Die ehemaligen Gemüsegärten rund um das Objekt und das frühere Maisfeld waren voller Steine und Unkraut. Hingegen gehörte ein kleines Wäldchen dazu, das wenigstens etwas Holz bot. Aber eben, bis die Bäume gefällt, zu Brettern aufgesägt und getrocknet waren, würde viel Zeit verstreichen. Das einzige, an dem es nicht fehlte, waren verbaubare Steine.

Maisstroh bildete unser Lager, Steine benutzten wir als Hocker, klägliche Rüben und etwas Brot, neben auf Blech gerösteten Haferflocken aus einem durch Nässe halbverfaulten, uns gestifteten Zentnersack, machten unsere Nahrung aus. Unser Getränk war Brombeerblättertee. Aus den für uns noch vorläufig unnötigen Nebengebäuden demonstrierten wir Bretter aus Böden und Dachstuben und zimmerten daraus Tisch und Bänke. Wir machten die Fenster einigermaßen dicht und gingen zuerst einmal an eine Generalreinigung. Es war ja Frühling, und die warme Tessiner Sonne gab uns Mut.

Wir besprachen uns mit dem Gemeindepräsidenten wegen Baumaterials und Lebensmittel auf Kredit. Aber unsere Arbeitskraft und unser guter Wille wurden nicht als Sicherheit anerkannt.

### **Die gute Fee**

Unterdessen hatte in Zürich unsere Siedlungs-idee eine begeisterte Vertreterin gefunden. Sie hatte durch ihre frühere Stellung bei Behörden und Großfirmen gute Beziehungen. Sie war die geborene Sozialfürsorgerin. Je verwahrlost und verworfener ihre Schützlinge waren, desto mehr lagen sie ihr am Herzen. Prostituierte und entlassene Sträflinge, ledige Schwangere ohne Anhang waren ihre Lieblinge. Was hatte sie nicht schon alles gegründet an Hilfsvereinen und ähnlichem. Aber ihre Schaffungen verließen alle wieder im Sande. Sie war eine forsche Gründerin, aber es fehlten ihr alle Fähigkeiten einer Verwalterin. Dazu war sie zu gutmütig und zu kurzsichtig.

Nun, diese unsere gute Fee bettelte für unsere Siedlung Geld, Baumaterialien und ganze Lebensmittelsendungen zusammen. Allerdings schickte sie uns auch oft die unmöglichsten Siedler. Gruppenweise und einzeln kamen diese angezogen, Männlein und Weiblein, Krisenschlacken, durchsetzt von auch moralisch Ausgebooteten. Unsere Sorge war es dann, die ausgehungerten Mägen und Seelen zu verköstigen. Manchen allzu verknorchten Querulanten, unheilbar haßzerfressenen, hoffnungslos Verkrampften oder Egoisten mußten wir mit Diplomatie oder Krach wieder fortschicken.

### **Die Ideale sind zu hoch, das Fleisch oft zu schwach**

Geld, vor allem wenn es so spärlich vorhanden ist, wie das bei uns der Fall war, ist der Versucher in Person. Es kam einige Male vor, daß Leute von uns aus dem Gemeinschaftsgut so viel Nutzen als möglich zogen, dabei aber mit zurückgehaltenem Geld oder Gut sich heimlich Extravaganz leisteten. Wenn es durch Zufall oder durch Schnüffelei aus eigenem Antrieb auskam, daß einzelne von uns im Dorf oder anderswo aßen und tranken, während wir hungrierten, oder unachtsam verstecktes oder weggeworfenes Schokoladenpapier oder Wursthäute gefunden wurden, dann kam es zu Krach. Neid und Mißgunst erwiesen sich stärker als Duldsamkeit. Auch bei jenem Fall, als ein

Emigrant vom Polizisten wegen Papieren und Geldes angehalten wurde und dieser Polizist, der als fast täglicher Besucher bald unser aller Freund geworden war, es uns hinterbrachte, daß der Emigrant, ohne daß er davon uns gegenüber etwas hatte verlauten lassen, noch im Kittel 300 Franken eingenährt besaß. Unter diesen Verhältnissen war es nicht immer leicht, Frieden zu halten.

Als das erste Kind einer Frau, die schwanger zu uns gekommen war, geboren wurde, gab es Anlaß zum Murren, weil Mutter und Kind Anschaffungen notwendig machten und im besten Raum regelmäßig zu essen bekamen.

Bei täglichen Streifen konnten wir in der näheren oder weitern Umgebung hie und da Arbeit auftreiben. Unsere Handwerker mühten sich dann tage-, ja wochenlang als Flachmaler, Tapezierer, Maurer, Schreiner und Zimmerleute, als Gärtner, Feld- und Erdarbeiter, Grabsteinbildhauer, Schneider ab. Auch Grafiker, Fotografen und Sprachlehrer fanden Arbeit. Den Lohn mußten alle in die Gemeinschaftskasse abgeben, während Kunstmaler, Schriftsteller, Bürolisten sowie geborene Nichtstuer und Nichtskönner mehr oder weniger dem Dolcefarniente huldigten.

Auch die meisten Frauen lungerten, ohne für das Gemeinschaftsinteresse zu arbeiten, herum oder aber waren nur für sich selbst tätig und fanden dann Zeit zu Tratsch und Tand.

Wir Initianten waren noch zu verbohrt, um im Interesse unseres Experimentes als Übergangslösung vernünftige Konzessionen zu machen. Wenn wir praktisch und weitsichtig genug gewesen wären, jenen, die das Geld verdienten, einen gewissen Prozentsatz als Taschengeld zu belassen, so hätte das unserer Idee nur genutzt. Aber unser Überzeugungsfeuer verbrannte jegliche Neigung zu Konzessionen und Diplomatie.

Im großen und ganzen gedieh aber unsere Siedlung zusehends. Es wurde immer gemütlicher und menschlicher. Fast Tag und Nacht fanden sich Diskussionsgruppen zusammen, bei denen man keineswegs immer nur Stroh drosch. Es wurde auch gemalt, gebildhauert, geschrieben, gewoben und kunstgewerbliche Säckelchen angefertigt.

Nach und nach gelang es uns, in verschiedenen Städten und Gegenden wohlwollende Vertreter zu gewinnen, die aus Freude an unserer Siedlung unsere Erzeugnisse zu verwer-

ten suchten. Pakete, manchmal auch eine ganze Kiste voll Webereien, Messing-, Kunstschniede- und Tischlerarbeiten, Bilder, Plastiken und auch Manuskripte gingen nach Lugano, Locarno, Bellinzona, Davos, St. Moritz, Zürich, Luzern, Basel und Genf. Ein älterer prominenter Schriftsteller, der nach seiner Flucht aus Deutschland bei uns seine Ausreisemöglichkeit nach Amerika abwartete, verschaffte uns durch seine Manuskripte Einnahmen, die uns sehr willkommen waren. Ein Bäcker verfertigte neben unserm Brot eine Eigenkombination von Früchtebrot, das sich lange frisch hielt und dessen Rohmaterialien für uns günstig erhältlich waren. Diese Leckerbissen fanden guten Absatz, und ich sah später noch, nach Jahren, zum Beispiel in Zürich, Früchtebrot nach unserm Rezept und unserer Form.

Neben den ungefreuten Zwischenfällen gab es auch herrliche Beispiele selbstloser Kameradschaft und Nächstenliebe. Auch Abgereiste, die eine Stelle gefunden hatten, schickten uns freiwillig einen Teil von jedem Zahltag, andere sammelten für uns Kleider. Aber trotz dieser guten Erfahrungen und der täglichen Ermahnungen und Entschlüsse für ein selbstloses Gemeinschaftsleben, in dem sich alle uneigen-nützig ergänzten, mußten wir feststellen, daß auch wir Initianten noch nicht reif genug waren, um unsere Idee zu verwirklichen. Das schwache Fleisch war den Anfechtungen nicht immer gewachsen.

Immer lauter ertönte der Ruf nach Ordnung, Gesetzen, Vorschriften, Verboten, nach einer Hausordnung, ja nach Statuten. Das war aber gerade, was wir nicht wollten und was wir glaubten, nicht nötig zu haben. Wir hatten deutlich genug gesehen, wie das Verbands- und Parteiwesen das selbständige Verantwortungsgefühl und die Initiative des Einzelnen einduldete. Das betrachteten wir ja gerade als die Wurzel des Übels, daß jeder alles vom Nächsten und seinem nächsten Zirkel verlangte und erwartete, anstatt selbstständig zu denken und seinen Platz für das Ganze beruflich auszufüllen. Es fehlte nicht an reifen, erfahrenen Leuten, darunter besonders Emigranten, die zu vermitteln suchten und uns einen goldenen Mittelweg vorschlugen. Aber Konzessionen schienen uns zu gefährlich. So kam es zu einer Spaltung in zwei Hauptgruppen.

Den eigentlichen Anlaß dazu gab das heikle Problem der freien Liebe. Wir waren nun um die vierzig Leute, davon etwa zehn Frauen und

sieben Kinder. Unsere Freundin aus Zürich hatte uns für die letztern eine Lehrerin geschickt, aber vier Kinder mußten über einen Weg von einer Stunde ins nächste Dorf zur Schule, obschon sie kein Italienisch und der Dorflehrer kein Deutsch verstand. Schon die Raumverhältnisse gestatteten kein nach bürgerlichen Begriffen ordentliches Zusammenleben. Dazu sollte bei uns der Mein- und Deinbegriff auch auf dem Gebiete der Liebe nicht bestehen bleiben. Das menschliche Anstandsgefühl sollte unsere Beziehungen leiten. Das war aber leichter gedacht als getan. Vor allem die Frauen wollten eben ihren Mann für sich ganz allein. Immer wieder bereiteten sie offen oder versteckt gemütliche Separatwinkelchen und kochten aus dem Gemeinschaftsgut Lieblingsgerichte für ihren Mann. Und die Männer ließen sich dies meistens gern gefallen! Es ist leicht, sich vorzustellen, wie das auf die andern Frauen und Männer wirkte. So entstanden täglich Zwistigkeiten. Aus Verzweiflung hätten wir die Frauen am liebsten ganz ausgeschaltet.

### **Der Versucher**

In dieser Lage brachte uns eines Tages unser Engel aus Zürich einen ältern Geschäftsmann mit, der, wie sie uns heimlich schmunzelnd berichtete, an unserem Unternehmen Gefallen finde und uns gern mit Geld und guten Ratsschlägen helfen werde. Dafür bedinge er sich aus, Mitglied unserer Vereinigung zu werden, um sich sonntags bei uns von seinen Geschäften zu erholen.

Geld hätten wir ja bitter nötig gehabt. Aber ein Ehrenmitglied einer Vereinigung, die es ja gar nicht gab, paßte uns nicht, schon gar nicht eines dieser Art. Forsch wie ein Imperator maß er unsere Siedlung mit dem Notizbuch in der Hand ab. Hier wollte er dies ändern, dort das ausbauen und jenes anschaffen und uns gleich camionweise Güter und Material schicken.

Stolz und glücklich lächelte uns unser Zürcher Engel, Anerkennung heischend, zu. Die meisten unserer Leute schwelgten auch schon in Glückseligkeit und äußerten Sonderwünsche. Einer hübschen Fotografin wurde die Einrichtung eines richtigen Labors zugesichert, einer Kunstgewerblerin, weil sie ebenfalls nett und anziehend wirkte, wurde mit loyalem Tätscheln ein neuer Webstuhl in Aussicht gestellt. Wir andern aber machten saure Gesichter und sollen uns nach Ansicht unseres Engels sehr ver-

schlossen, ja rüpelhaft betragen haben. Wir erkannten in dem Auftauchen dieses Wohltäters den goldenen Dorn, an dem unsere Idee aufgespießt werden und zugrunde gehen mußte. Alle unsere Erklärungen und Vorhalte erwiesen sich als nutzlos. Die Mehrzahl der armen Siedler hatten zu lange im Elend gelebt, um Widerstand zu leisten. Sie hatten sich zu unserm Ideal nur bekehrt, weil ihnen nichts anderes übriggeblieben war.

Auf Wunsch des neuen Herrschers mußten Statuten und eine Hausordnung her. Ja, ein Bekenntnis sollte formuliert werden, das jedes Mitglied hätte beschwören sollen. Warum eine Hausordnung? Das war für die große Masse nötig, die einfach auf einer Tafel nachlesen mochte, was zu tun oder zu lassen sei, nicht aber für uns auserwählte freiwillige Pioniere. Ein Bekenntnis als Vegetarier zu beschwören oder als Anhänger der Nacktkultur, wie einige wollten, oder als religiöse Freigeister, also Sekttierer, das kam für uns schon gar nicht in Frage.

Es gefiel uns auch nicht, daß ein eigens sakral ausgebauter Diskussionsraum in Aussicht genommen wurde, in dem Tag und Nacht das ewige Licht als Symbol der ständigen Wachsamkeit leuchten sollte. Wir versprachen uns wenig von dem Plan, aus unserer Siedlung den Kern einer weltverbessernden Organisation und das historische Gründungshaus einer neu zu entstehenden Statt der wahren Menschlichkeit zu machen. Aber die Lawine war ins Gleiten gekommen und nicht mehr aufzuhalten. Der neue Mann hatte heimlich als Überraschung für uns unser Grundstück mit allem Drum und Dran vom Kanton gekauft — auf seinen Namen natürlich. Es wurde getafelt und getrunken. Gewichtige Geschäftsherren kamen und gingen mit ihren Autos. Wer sich keine Tagesdamen mitbrachte, glaubte, sich aus unserm Damenflor bedienen zu können. Zaudernde und Mißtrauische wurden mit Aufträgen und Anschaffungen beschwichtigt. Alles im jovialen Licht selbstloser Menschlichkeit.

### Die Standhaften

Unsere Gruppe der unentwegten Idealisten wurde immer kleiner. Wir hatten unsere eigene Diskussionsecke, und es war bitter, zu erleben, wie sich selbst währschafte Anhänger unserer Idee, die unsern Befürchtungen nichts entgegenzusetzen wußten, sich dann doch ver-

blenden ließen. Einige wanderten ab wie Ratten, die das sinkende Schiff verlassen. Die wenigen Standhaften verzogen sich in ein brachliegendes Stallgebäude, von dem kaum mehr als die nackten schadhaften Mauern standen. Inzwischen erschienen auf Geheiß des neuen Eigentümers fremde Handwerksgruppen und mauerten unsere ehemalige Gesteinburg zu einem Hotel.

Es hätte nicht viel gefehlt, so wären auch wir feige geflohen. Aber schließlich wollten wir unsere Idee doch nicht so leicht aufgeben, und wir machten uns daran, unser neues Häuschen aufzubauen. Wir verzichteten darauf, das Baumaterial von unserm Wohltäter anzunehmen, obschon er es uns verführerisch vor die Nase legen ließ. Wir machten uns daran, in unserm Wälzchen Bäume zu fällen. Das war aber bei den steilen Terrainverhältnissen eine äußerst mühsame Arbeit, und weil uns fast alle Hilfswerze und wohl auch die nötige Erfahrung fehlten, sank schließlich auch bei uns letzten drei Musketieren die Zuversicht auf den Nullpunkt.

### Drei sonderbare Heilige

Es war uns zu Ohren gekommen, daß sich oberhalb Ascona drei geheimnisvolle Hohepriester der Menschheit angesiedelt hatten. Drei Maler sollten es sein, die an einem sakralen Monumentalgemälde arbeiteten, ganz neue Lebensgesetze aufgestellt hatten und diese nun mit ihren Jüngern praktizierten. Waren das vielleicht Geisteskameraden für uns? Wir wollten sie aus eigener Anschauung kennen lernen. Wir fanden diese Siedler zuoberst auf einem Berge in einer wirklich paradiesischen Gegend mit herrlicher Fernsicht. Zu ihrer Verfügung stand eine gut erhaltene Villa mit etlichen Ökonomiegebäuden und dazu als scheußlicher Fremdkörper, wohl um die Masse der Gäste aufzunehmen, eine ehemalige Militärschlafbaracke.

Im Gemüsegarten bemerkte ich einen Menschen. Ja, es war wohl ein Mann. Die langen Haare und die Schürze über den kurzen Hööschen hatten mich zuerst daran zweifeln lassen. Aber nun entdeckte ich an ihm einen mit einem roten Band eingebundenen langen Bart. Er stand in einem Salatbeet und vollführte mit beiden Händen segnende Kreisbewegungen, ernst und konzentriert. Er sah komisch aus, und gerne wären wir wieder abgeschlichen. Doch diese Prophetengestalt, wohl einer der

drei, hatte uns bereits erblickt. Er vollführte noch einige segnende Runden, schüttelte darauf die Hände ab, wie wenn sie naß gewesen wären, und fragte dann mit einer allzu freundlichen Stimme nach unserm Begehr. Wir kamen bald ins Gespräch. Das Segnen des Salates wurde uns so erklärt, daß der Mensch als göttliches Wesen die Strahlungen der Erde, der Materie, mit den Strahlungen des Kosmos, dem Geist, verbinden müsse, um vollkommene Gewächse zu erzielen.

Später konnten wir in dem mächtigen, schwülstig pompös eingerichteten Atelier Kollosalgemälde im Werden sehen: konfuse Figurengemenge, Schlangenknäuel, sadistisch-erotisch in Handlung, Form und Farbe.

Das eine Bild zeigte nur Männer, das andere bloß Frauen. Wortreich wurde uns nun von dem zweiten dieser Jünger Gottes die Bedeutung dieser Gemälde erklärt. Geistige Strahlungen und Kräfte sollten mittels nackter Menschen erläutert werden. Aber wir haben nichts verstanden. Wir hatten kein Verlangen, auch noch den dritten der Propheten von Angesicht zu sehen. Vorbei an einer alten Dame, die aufgetakelt wie ein Filmgirl in einem Liegestuhl las, machten wir uns davon. Wir gingen nun doch lieber wieder in unser Elend zurück. Was für sonderbare Menschen es doch gibt. Alle glauben sich auf dem richtigen Weg. Welches ist wohl der wirklich richtige? Sicher nicht der bequemste!

Für uns drei Außenseiter und eine Frau blieb nun nur übrig, nochmals im Kleinen von vorne anzufangen und zu versuchen, wenigstens unter uns nach unserer Fasson selig zu werden. Ein trauriges Vorkommnis sollte aber unsere Lebenswege ganz anders bestimmen.

### **Tragischer Ausklang**

Beim Abschleppen gefällter Baumstämme geschah es. Während des Abseilens über das steile Bord riß der mürbe Strick, und der Stamm kam zu sehr in Schuß. Der obere Mann konnte nicht mehr bremsen. Wir zwei Lenker am unteren Ende sprangen zur Seite. Doch mein Nebenmann rutschte aus, er konnte nicht mehr schnell genug aufstehen, im unglücklichsten Zeitpunkt machte der Stamm eine seitliche Wendung und rollte und rutschte mit den vielen Aststotzen über unsren Kameraden. Es war ein grausamer, aber schneller Tod, und dabei sollte seine Frau, unsere treue Kamera-

din, in zwei Monaten ein Kind bekommen. Wie abgeklärt tapfer verhielt sie sich! Vielleicht gerade, weil sie so vorbildlich zusammen harmoniert hatten. Hier erlebten wir menschliche Größe.

Es kam zu einer polizeilichen Untersuchung. Dabei zeigte es sich, daß wir uns im Bezirk und Kanton trotz der Vorurteile, mit denen man uns begegnet war, doch eine gewisse Achtung erworben hatten. Aber auch etwas weniger Erfreuliches kam dabei aus. Über jeden von uns bestand ein polizeiliches Dossier, das einige Angaben aus dem ganz internen Leben unserer Siedlung enthielt, die nur aus unserm engsten Kreise stammen konnten. Wer unter uns war ein Verräter?

Die polizeilichen Untersuchungen waren bald zum Schluß gekommen, daß ein unverschuldeter Unglücksfall vorlag. Unser Kamerad sollte auf dem kleinen Dorffriedhof bestattet werden. Dieses Ereignis schmolz noch einmal unsere ganze Kolonie zu einer geschlossenen Einheit zusammen. Wir wollten die Abdankung ganz schlicht und einfach gestalten. Wider jegliche Abmachung trat dann aber der nunmehrige Hausherr und Obmann vor und hielt eine so phrasenhafte verlogene Grabrede, daß fast alle Anwesenden unruhig wurden und wir mit der bleichzornigen Witwe trotz aller Trauer mit roten Köpfen das Grab verließen. Unsere liebe Kameradin mußten wir fast tragen, so sehr waren ihre heiligsten Gefühle verletzt worden.

Im Hause beim Leichenmahl, an dem wir nicht teilnahmen, steigerten sich die aufgestauten gesunden Regungen gegen den hochherzigen Gönner zu einem explosiven Krach, der damit abschloß, daß ein Viertel der Kolonisten unvermittelt ihre Sachen packten. Wie es mit der Großzügigkeit unseres Gönners in Wirklichkeit stand, zeigte sich nun. Dieser Menschenfreund kontrollierte nämlich hysterisch-kleinlich das hinterste Gepäckstücklein der Abziehenden darauf hin, ob es sich nicht um Gemeinschaftsgut und damit um sein Eigentum handle. Das ekelte auch noch andere an, und in einigen Tagen schmolz die Gemeinschaft zu einem kleinen Grüppchen ängstlich Abhängiger zusammen.

Wir aber zogen nun wieder über den Gott-hard. Unser Experiment war zwar gescheitert, aber reich an Erfahrungen und Erkenntnissen ging es nun auch für uns wieder bessern Zeiten entgegen.